



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altes und Neues aus der Normandie : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nur ein veraltetes Kruppgeschütz für rauchstarkes Pulver, sodaß es beinahe unverwendbar war, und eine Maginikanone. Schoß es einmal, dann konzentrierte sich das feindliche Artillerief Feuer sofort nach der Stelle, wo der Rauch aufstieg, und machte eine Bedienung des Geschützes unmöglich. Am siebenten Tage unsrer Beschießung, einem Sonntage, wurde das Artillerief Feuer furchtbar. Von einem Ballon aus wurde es geleitet und konzentrierte sich hauptsächlich auf die Gipfel der Koppes, wo wir zu unsrer größten Überraschung — denn wir hatten strengen Befehl, erst auf das Zeichen unsers Kommandanten zu schießen — ein schwaches Schützenfeuer der Unsrigen mit rauchstarkem Pulver wahrnahmen. Später hörten wir, Cronje habe dieses angeordnet, und es war zweifellos eine glückliche Idee — vielleicht die einzige glückliche, die er gehabt hat —, so den Feind über Stärke und Stellung zu täuschen. Gegen Abend hörte das Feuer auf, und wir eilten, unsre Pferde zu tränken, was die Engländer wohl für Flucht halten mochten. Die Artillerie hatte furchtbar gewirkt; war auch im Schützengraben kein einziger Mann getroffen worden, so war die Verwüstung hinter den Koppes unter den Pferden um so schlimmer. Eine einzige Granate hatte z. B. fünfunddreißig Pferde, darunter meine beiden, zerrissen, merkwürdigerweise ohne den Pferdebejungen im mindesten zu verletzen. Unsre Lebensmittel, besonders aber unsre Wasserjälle aus Weinwand, waren mit einem grüngelben, mißfarbnen Niederschlag, der von dem Gydde der Geschosse herrührte, überzogen, und alles ungenießbar geworden.

Bei den großen Verlusten an Pferden fiel es mir schwer, noch an demselben Abend den dringend notwendigen Ersatz zu erhalten; nach langem Bemühen erstand ich einen Braunen für zehn Pfund Sterling, den ich unserm Boy, der sich nach dem Verlust der ihm anvertrauten fünfunddreißig Pferde fortgemacht hatte, jetzt aber zurück war, zur Wartung übergab. Dann kehrten wir in die Stellung zurück.

(Fortsetzung folgt)



Altes und Neues aus der Normandie

(Fortsetzung)

St. Waudrille



Während des Kriegs war uns der Name St. Waudrille unzähligmal zu Ohren gekommen, aber gesehen hatte es niemand. Unsre Dragoner rekonnozierten nur bis zur jetzigen Eisenbahnhaltestelle Zumièges, weiter nach Caudebec hinunter konnten sie sich nicht wagen, weil sie hier auf dem Wege eine Stunde lang zwischen senkrecht abfallenden Felsen und dem breiten Fluß hätten reiten müssen und zwei Kanonenbooten, die dort lagen, zur ungedeckten Zielscheibe gedient hätten. Jetzt nach dreißig

Jahren hatte ich Gelegenheit, die alte Kulturstätte aus der Merowingerzeit zu sehen und die so lange zurückgehaltne Wißbegierde zu befriedigen.

Der Nebel lag noch auf der Seine und dem weiten Werder jenseits des Flusses, als ich von meinem Hotel aufbrach und durch Caudebec wanderte. Caudebec ist in seinem Kern ein uraltes Städtchen mit einer herrlichen gotischen Kirche und liegt lieblich zwischen Höhen und Fluß eingebettet wie ein rheinischer Ort. Dann schließen sich an die alte Stadt die kleinen reizenden Villen, die eine Spezialität der Franzosen sind, mit ihren hellen großen Fensterscheiben und den sorgfältig gepflegten kleinen Gärten mit dem Spalierobst und den kleinen Treibhäusern. Auch diese Villen gehn zu Ende, und ich wanderte weiter auf der sich zwischen Felsen und Fluß hinziehenden Chaussee. Wie ich schon erwähnt habe, ist ein Fußgänger in Frankreich etwas ungewöhnliches; ein Bauer, der mir mit seinem Fuhrwerk nachkam, bot mir mit französischer Liebenswürdigkeit einen Platz auf seinem Wagen an. Ich dankte herzlich, denn ich wollte laufen, der Morgen war zu entzückend. Bei der Station St. Baudrille öffnet sich links ein Thal. Der Thalgrund ist eine breite Wiesenfläche, aus der sich wie in einem Park Gruppen von Rüstern, Eschen und Ahorn herausheben. An dem Thalrande dann und wann ein Haus, von Bäumen beschattet, das Strohdach von Moos überzogen. Die Berghänge lagen umschleiert, man konnte nur undeutlich erkennen, daß sie bewaldet waren. Am Ende des Thals zeigt sich zunächst der plumpe Turm der Pfarrkirche und diese selbst, in Kreuzform gebaut mit Rundbogenfenstern. Im Innern tragen Säulen aus den ältesten Zeiten des romanischen Stils das gewölbte Hauptschiff, die halbhohen Seitenschiffe haben ein einfaches schräges Holzdach. Es muß eine der ältesten Kirchen des Landes sein.

Einige Schritte weiter, und man kommt zur Ruine der alten Benediktinerabtei, deren Grundstein schon im siebenten Jahrhundert gelegt worden ist, als ein Teil der Franken vom Christentum noch nichts wissen wollte. Von der Abteikirche, die im vierzehnten Jahrhundert in gotischen Formen erbaut wurde, stehen nur noch auf einer Seite die Mauern und Flügel des Kreuzschiffs, herrliche hohe Pfeiler mit hochstrebenden Bogen. Ich trete durch die Thüre in das Klostergebäude. Rechts eine kleine Kapelle, links der Kreuzgang aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert. Niemand stört mich, meine Schritte machen das einzige Geräusch, ich habe Muße, mich umzusehen. Welche Verwüstung! Von den Sarkophagen sind die Figuren herabgestürzt, von den Grabplatten die Wappen weggeschlagen, einer weiblichen Totenfigur ist die Gewandung abgemeißelt, um sie nackt erscheinen zu lassen. Köpfe, Arme, abgebrochne Steinverzierungen liegen aufgeschichtet, die einzige Spur einer menschlichen Fürsorge. Sonst könnte man glauben, daß die Sankulotten, die vor hundert Jahren diese Zerstörung verübten, vor kurzem erst ihre Gräberschändung verübt hätten. Diese Art des Vandalismus scheint eine französische Eigentümlichkeit zu sein; in Speier haben Mälacs Soldaten die Grüste der deutschen Kaiser, in Caen Hugonotten das Grab Wilhelms des Eroberers, in St. Denys Revolutionshorden die letzten Ruhestätten der französischen Könige vernichtet.

Aber wieviel Schönheit ist trotz alledem noch in dem Kreuzgang erhalten. Die Arme sind den Zerstörern müde geworden, der Stein war zäher als die menschliche Kraft. Die jetzige französische Regierung sucht auch hier zu verwischen, was verwüstet ist. Seit sieben Jahren hat sie Benediktinern die Ruine eingeräumt, und diese wollen jetzt, nachdem sie sich die notwendigen Wohnungen eingerichtet haben, an die Aufräumung gehn. Vorläufig haben sie alles, was später vielleicht gebraucht werden kann, zusammengehäuft und unter Dach und Fach gebracht. Im Klostergarten traf ich einen Benediktiner. Er sprach mich an, fragte, als ich ihm sagte, daß ich ein

Deutscher wäre, nach Kloster Laach und Beuron und erzählte mir, daß einer seiner Klosterbrüder deutsch spreche. Ich mußte meinen Namen in das Fremdenbuch eintragen und schied von ihm mit einem Händedruck.

Von St. Wandrille führte mich mein Weg nach Jumièges, das ebenfalls berühmt ist als Kulturstätte aus der fränkischen Zeit. Es war Nachmittag geworden, der Himmel wolkenlos, die Temperatur etwas warm, aber durch die Seewinde gemildert. Die Straße führt auf eine Erhebung des Bodens hinauf mit weiter Übersicht. Zu beiden Seiten der Straße liegen Felder, der Weizen stand noch in Hocken, obgleich es schon Mitte August war. Schwere normännische Pferde zogen zweirädrige Erntekarren, es wurde aufgeladen und zur Scheune gefahren. Es war ein anheimelndes Erntebild. Hinter den Feldern ziehn sich dunkle Forsten wellenförmig hin, nach allen Seiten fallen sie zur Seine ab. Das Silberband des Flusses schimmert hier und dort herauf, und dahinter ringsum eine weite sonnige Landschaft. Diesen freien Blick behält man bis kurz vor Jumièges. Dort ragen über die Wipfel der alten Bäume des Klostergartens die beiden mächtigen Turmrüinen der Abtei auf. Auch hier war es die Revolution, die die Abtei der Zerstörung preisgab, indem sie die Kirche und das Kloster auf Abbruch verkaufte. Die Pfeiler der Kirche und ein Teil des Chors stehn noch, auch die Mauern sind noch in großen Bruchstücken vorhanden, aber die Bedachung und die Gewölbe sind verschwunden, und aus dem zerstörten Friesenbelag des Bodens wächst Gras und Gesträuch. Dagegen ist ein abseits liegender Bau erhalten, weil er zu Wohnungen hat eingerichtet werden können; es ist dieses gerade der älteste Teil der Ordensniederlassung. In ihm scheinen die fränkischen Fürsten, wenn sie hierher kamen, und später die weltlichen Gäste der Abtei gewohnt zu haben. Der jetzige Besitzer des Klosterguts hat diesen Bau aus fränkischer Zeit teilweise zur Aufbewahrung von Erinnerungsstücken an die Abtei bestimmt. Eine Steinplatte von der Grabstelle zweier Merowingerprinzen, die von ihren Verwandten hier unschädlich gemacht wurden, giebt Zeugnis von der Mordlust dieses deutschen Attributengeschlechts, von Weiberhaß und Blutschuld. Eine andre Grabsteinplatte verkündet, daß Agnes Sorel, die Geliebte Karls VII. und Zeitgenossin der Jungfrau von Orleans, unter derselben gebettet gewesen ist. So haben Menschen der Liebe und Menschen des Hasses an derselben Stelle geendet, aber niemand weiß, wo ihre Gebeine ruhn, nur die Erinnerung ruft ihre Gestalten zurück. Ein uralter herrlicher Eibenbaum, wie ich noch keinen gesehen habe, steht neben der Abtei; in seinen Zweigen rauscht es heute wie vor vielen hundert Jahren. Hat er schon die Bluthaten von Fredegunde und Brunhild erlebt, die Liebesherrschaft der Agnes Sorel gesehen? Wer sein Rauschen zu deuten verstünde! Oder ist sein Rauschen von dem Sänger des Nibelungenlieds verstanden, als dieser die Gestalten von Brunhild und Grimhild schuf, und zu Schiller gedrungen, als er die Jungfrau von Orleans und Agnes Sorel für alle Zeiten der Nachwelt wiedergab?

Duclair

Im November und Dezember 1870 war aus Rekruten und Mobilgarden in le Havre von den Franzosen ein Armeekorps gebildet worden, dessen Stärke etwa 25 000 Mann betrug, und das anscheinend dazu bestimmt war, bei einem glücklichen Ausfall aus Paris nach dem Westen unterstützend einzugreifen und zugleich drohend eine Flankenstellung gegen die deutschen Truppen bei Amiens und Orleans einzunehmen. Sache der deutschen Heeresleitung war es, diese Aufgaben zu vereiteln, und so erfolgte der Vorstoß gegen Rouen und die Säuberung des östlichen Teils der Normandie von Franktireurs und Mobilgarden. Wie schon erwähnt worden ist, ist die Lage Rouens so, daß die Stadt schwer zu halten ist. Die

deutschen Truppen mußten deshalb weiter vorgeschoben werden, Rouen selbst aber blieb infolge seiner festen Brücken der Punkt, von dem aus je nach Bedürfnis vom linken nach dem rechten Seineufer oder umgekehrt den vorgeschobnen Teilen Unterstützung gebracht werden konnte und sollte. Denn die Franzosen in le Havre waren in der Lage, durch ihre Schiffe und Eisenbahnen ihre Hauptmasse jederzeit auf dem einen oder dem andern Ufer des Flusses zu konzentrieren, und mit dieser Möglichkeit mußte die deutsche Heeresleitung rechnen. Stromabwärts von Rouen gab es keinen festen Flußübergang mehr.

Mich führte das Kriegsgeheiß auf das rechte Ufer der Seine, nach Duclair. Dort mündet das Austerbergethal. Es zieht sich hinauf nach Barentin, der Station an der Eisenbahnlinie Rouen-le Havre, und noch etwa sechs Kilometer weiter nördlich in das Kreideplateau der haute Normandie hinein. Die Niederschläge, die vor Jahrtausenden hier einen Abfluß gesucht hatten, hatten im Laufe der Zeit eine tiefe Schlucht ausgerissen, deren steile Ränder den Marsch größerer Truppenmassen sehr erschwerten, für uns also eine vorzügliche Verteidigungsstellung boten. Bei der geringen Anzahl unsrer Truppen waren wir vorläufig auf diese Verteidigung angewiesen, und die Folge davon war wieder, daß wir fast einen Monat an derselben Stelle blieben. Eine so lange Seßhaftigkeit an einer Stelle führt natürlich dazu, daß sich zwischen den unfreiwilligen Quartiergebern und den Zwangsgästen entweder ein sehr scharfer Gegensatz zuspitzt, der zum Konflikt führt, oder schließlich ein Verkehr eintritt, bei dem die bonhomie und die Formen der guten Gesellschaft zur Geltung kommen.

Bei uns trat der letzte Fall ein. Es entwickelte sich zwischen den Bewohnern von Duclair und den Soldaten ein Verhältnis, wie es zwischen Siegern und Besiegten nicht besser gedacht werden konnte. Wenn ich in meinem Quartier, das am Quai lag, zum Fenster hinaus sah, fand ich ein ganz friedliches Bild. Unter meinem Fenster floß die Seine, jenseits lagen die Häuser von Berville, halb zwischen Bäumen versteckt, und ein weites reiches Werder; oberhalb und unterhalb des Städtchens schlossen die steil aus dem Flusse aufsteigenden Kreidefelsen mit waldigen Ruppen den Blick ab. Auf dem Quai hummelten unsre Soldaten herum und wunderten sich über Ebbe und Flut. Einige von ihnen hatten die Rachen bestiegen und trieben auf ihnen Unfug. Die Männer des Landes hatten, wie immer, die Hände in den Hosentaschen und sahen bedächtig dem mutwilligen Treiben der Deutschen zu, die Frauen saßen auf den Bänken an ihrem Hause und suchten aus dieser gedeckten Stellung ihre Neugierde zu befriedigen. Dann und wann freilich veränderte sich plötzlich das Bild, dafür sorgten die beiden Kanonenboote, die bei Caudebec auf Vorposten lagen. Sie fühlten während der Flut in der ersten Zeit täglich das Bedürfnis, die Seine hinaufzueh'n und auf unsre Patrouillen einige Schüsse abzugeben. Dann dröhnte die Alarmtrommel, die Bewohner schlossen die Thüren und Fenster, wir sammelten uns auf dem Markt, luden die Gewehre, Kommandos ertönten, und eilig besetzten wir die vorher bestimmten Verteidigungsstellungen. Hier steckte man sich seine Cigarre an und wartete, ob die Franzosen ernst machen würden. Nach ein bis zwei Stunden brachten die Patrouillen dann die Meldung, daß die Franzosen kehrt gemacht hätten, die Leute wurden entlassen, und durch einen Schoppen Rotwein suchten wir die verloren gegangne Körperwärme zu ersetzen.

Unsre Armeeführung muß diesem Seekrieg eine größere Bedeutung beigelegt haben, als wir es thaten. Eines Tags wurden vier englische Schiffe aus Rouen stromabwärts geschafft, bei Duclair verankert, angebohrt und versenkt, um als Barriere gegen die französischen Kanonenboote zu dienen. Es gab zunächst in den französischen Zeitungen viel Geschrei. Das Journal du Havre brachte einen Sez-

artikel an die Adresse Englands und fragte darin, ob es noch eine englische Ehre gebe. Die Flagge wäre von den Schiffen herunter gerissen, die englischen Matrosen wären mißhandelt, ihre Habe wäre versenkt worden, ob dies für Geld bei den Engländern feil sei?

Die Engländer schwiegen zuerst, denn ihnen waren die Schiffe gut bezahlt worden. Da führte das Geschick den Korrespondenten der Times zu unsern Vorposten, angeblich, um englische Familien aus Rouen noch le Havre zu bringen. Der Engländer redete natürlich unsern Major englisch an. Dieser ließ ihm sagen, englisch verstehe er nicht. Als der Engländer nun französisch seinen Wunsch vortrug, unsre Linien passieren zu dürfen, antwortete dieser, französisch spreche er nicht. Als endlich der Engländer sich bequeme, deutsch zu reden, erwiderte ihm unser grober Major, er solle sich zum Teufel scheren, durchgelassen würde er nicht. Wütend kehrte der Engländer um, und einige Tage später brachten die Times eine Schilderung von dem „kleinen unmanierlichen“ Kommandanten von Duclair und seinen Thaten, wie roh er die englischen Matrosen behandelt hätte, denen nicht einmal Zeit gelassen worden sei, von den gegen alles Völkerrecht versenkten Schiffen ihr Hab und Gut zu retten usw.

Am Weihnachtsabend machten wir uns den Scherz, eine Übersetzung dieses Artikels, der gefallen war und auch die Diplomatie auf die Beine gebracht hatte, als Geschenk dem groben Major unter den Weihnachtsbaum zu legen. Weihnachten 1870!

Unsre Mannschaften erhielten aus den requirierten Beständen je eine Flasche Wein, aus den Liebesgaben wurden Cigarren und wollne Unterkleider verteilt, auf der Mairie wurde ein Weihnachtsbaum angesteckt. Unsre Wirtsleute, die noch nie eine Weihnachtsfeier gesehen, aber viel davon gehört hatten, durften zusehen. Dann zogen wir Offiziere zum Hotel, und bei einem guten Souper und Champagner suchten wir zu vergessen, was wir in diesem Jahre entbehrten.

Mit dem alten Jahre 1870 sollte auch unsre Ruhe zu Ende gehn; einen solchen Jahreswechsel, wie wir ihn feierten, werden wenige gehabt haben. Wir saßen am Sylvesterabend beim Souper, als unvermutet die Ordre einging, uns gefechtsbereit zu halten, da die Franzosen auf beiden Seiten der Seine vorzugehn gedächten. In aller Hast wurde alarmiert. Kaum war dies geschehn, als auf der andern Seite des Flusses Kleingewehrfeuer begann. Bald fingen auch die Kanonen an zu brummen, und es entwickelte sich ein regelrechtes Gefecht. Auf die Möglichkeit hin, jeden Augenblick aufspringen zu müssen, setzten wir uns wieder zu unserm Souper, das in dem nach dem Flusse zu liegenden Eßsaal des Hotels serviert war, und verfolgten nun mit Spannung die weitere Entwicklung. Zu sehen war nichts, man mußte sich auf sein Gehör verlassen. Zwischen acht und neun Uhr abends wurde dann der Lärm schwächer und schwächer, und gegen neun Uhr schickten uns unsre Kameraden von drüben durch das Gistreiben ein Boot mit der Nachricht, daß der versuchte Überfall der Franzosen mit Erfolg zurückgeschlagen sei. Inzwischen war bei uns Ordre eingegangen, am Neujahrstage in der Frühe in Barentin einzutreffen, da die Franzosen auf unsrer Seite bis Yvetot auf der Straße nach Rouen vorgeückt waren. Noch ein volles Glas auf den Erfolg unsrer Kameraden auf dem linken Seineufer, und ein zweites auf ein glückliches neues Jahr, dann eilte jeder von uns nach Hause, um noch einige Stunden Schlaf zu gewinnen.

So schloß für mich das alte Jahr ab. Das neue Jahr 1871 sah uns im ersten Morgengrauen auf dem Marsch nach Barentin. Etwa 2000 Mann sammelten wir uns dort, um 12000 Mann Franzosen aufzuhalten. Es war einer der kalten Tage jenes Winters, die Sonne kämpfte mit dem Nebel, konnte aber nicht durchdringen. Von der andern Seite der Seine begann wieder Kanonendonner herüber

zu können, wir wußten daraus, daß die Franzosen ihren Angriff erneuert hatten. Vor Meß hatten wir zeitweise täglich so gefechtsbereit stehn müssen, aber es war im Sommer oder Herbst gewesen, der eisige Wind trieb da nicht durch den Körper. Hier standen wir im Schnee, die Körperwärme wurde weniger und weniger, und immer warten und warten. Was wäre ein Kanonenschuß für eine Erlösung gewesen! Aber nichts regte sich; um elf Uhr verstummte auch drüben der Kanonendonner, und zwei Stunden später kam eine Nachricht, daß sich die Franzosen von Yvetot rückwärts konzentrierten. War die Wahrnehmung unsrer Patrouillen richtig gewesen? Es wurde drei Uhr, vier Uhr, die geringe Tageshelle verschwand, und wir standen noch auf demselben Fleck. Endlich Befehl, Alarmquartier zu beziehen in zwei Fernen und vier elenden Häusern. Es war doch ein Schutz gegen die nasse Kälte. Das war der Neujahrstag. In der Nacht hatten unsre vorgeschobnen Erkundungstruppen Yvetot besetzt und geräumt gefunden, infolgedessen kam Befehl, in unsre Standquartiere zurückzugehn.

Der Neujahrstag ist in Frankreich der größte Familienfesttag; meine Wirtskleute in Duclair waren deshalb zu ihren Eltern nach Rouen gefahren. Als ich am 2. Januar mein Quartier betrat, war das Haus noch leer, nur die Bonne war zurückgeblieben. Ich nahm aus der Bücherei des Hauses einen Band Walter Scott, setzte mich in den behaglich warmen Salon und gab mich in angenehmer Müdigkeit dem Genuß des Lesens hin. Da fallen plötzlich Schüsse, die Bonne stürzt bleich ins Zimmer und schreit: *Ils tirent, ils tirent, un bal a traversé la fenêtre!* Ein Blick aus dem Fenster belehrt mich, daß sich auf dem andern Ufer der Seine eine Schar Franktireurs das Vergnügen macht, uns in dieser etwas ungewöhnlichen Form ihre verspäteten Neujahrsgriße herüberzusenden. Da wir uns nicht als die Barbaren zeigen wollten, für die wir von ihnen verschrien wurden, beeilten wir uns, ihnen diese Neujahrsgriße in gleicher Weise dankend zu erwidern. Das beruhigte sie, und sie verzogen sich. Ein Dragoner und ein Pferd waren verwundet, einige Thüren und Fenster waren beschädigt. Am nächsten Tage gab es denselben Scherz. Aber einen guten Scherz wiederholt man nicht, er verliert dadurch. Vielleicht sahen das die Franzosen ein, zum drittenmale kamen sie nicht. Dafür zeigten sie jetzt mehr Unternehmungsgeist auf der großen Straße le Havre-Rouen, und ich bekam Ordre nach Villers-Cadottes.

Alle diese Erinnerungen wurden lebendig, als ich jetzt nach dreißig Jahren Duclair von den Höhen von St. Paul wieder sah. Die alten Königspappeln jenseits des Flusses, hinter denen sich die Franktireurs gedeckt hatten, spiegelten sich im Wasser wie einst, die niedlichen Häuser von Verville versteckten sich im Grün der Gärten, aus dem Städtchen grüßte, wie ein alter Bekannter, der Kirchturm, da, wo wir die englischen Schiffe versenkt hatten, zog die Fähre herüber und hinüber. Die Sonne des schönen Sommertags war im Untergehn und warf ihr goldiges Licht auf die Häuser am Quai. Dort standen die Männer auch jetzt wieder mit den Händen in den Hosentaschen, und die Frauen saßen mit und ohne Handarbeit auf den Bänken vor ihren Thüren und schwätzten. Verändert hatte sich nur zweierlei: ich fühlte mich als Fremder, die Häuser standen mir nicht mehr offen wie damals, als man als Feind jedes Haus betreten konnte. Und woher waren die vielen hübschen Gesichter nach Duclair gekommen? Waren ihre Mütter vor dreißig Jahren nicht hübsch gewesen, oder waren diese damals von den besorgten Eltern weggeschafft worden?

Der Name des Hotels, worin wir Weihnachten gefeiert und am Sylvesterabend dem scheidenden Jahre den Abschiedstrunk getrunken hatten, war mir entfallen, meine Notizen aus dem Feldzuge hatte ich nicht zur Hand, ich ging also in das erste Hotel des Städtchens. Als ich zum Diner in das Eßzimmer hinabging, kam mir dieses bekannt vor. Aber war es nicht eine Suggestion, anzu-

nehmen, daß ich dort schon einmal gewesen sei? In Frankreich repräsentiert in den Hotels meistens die Wirtin, nicht der Wirt. Ich holte mir also die Wirtin und fragte sie, ob sie schon vor dreißig Jahren hier gewesen wäre. Sie verneinte es, sie hätte erst vor fünfzehn Jahren hierher geheiratet. Ich erzählte ihr, daß ich vor dreißig Jahren schon einmal in Duclair gewesen sei als preussischer Offizier. Dann müsse sie ihren Mann rufen, sagte sie, der könne mir Auskunft geben, und holte ihren Ehemann herbei. Der kam ganz freudig erregt und fragte mich gleich: „Dann haben Sie ja bei uns Weihnachten gefeiert? Hier in diesem Wohnzimmer stand der Tannenbaum. Sehen Sie nur diesen großen Tisch, ich habe ihn mit Wachseleinwand überziehen lassen, wenn ich die abrisse, würden wahrscheinlich noch Spuren von den Linien zu sehen sein, die die Herren darauf gezogen hatten, um zu hazardieren. Ich war damals ein fünfzehnjähriger Junge und half meiner Mutter beim Servieren.“ Und nun fragte er nach dem Kameraden, der Champagner immer mit Stout gemischt getrunken, und dem, der an einem Abend so viel Geld verspielt hatte, daß er sich von dem französischen Hotelbesitzer 500 Franken habe borgen müssen. Der Offizier war ein ehrlicher Mann, fügte mein Wirt hinzu, nach einer Woche habe er pünktlich seine Schuld bezahlt, obgleich er nicht mehr in Duclair gewesen war. Vos soldats n'étaient pas méchants, so schloß er seine vielen Fragen und Erinnerungen. Dann fragte ich nach dem und jenem. Tot! Aber zwei Damen lebten noch, die ich einst, wenn auch nur flüchtig, kennen gelernt hatte, Mutter und Tochter. Die Mutter und ihr damals noch lebender Gatte galten als die reichsten Leute in Duclair, ihre Tochter, meiner Erinnerung nach eine hübsche dunkle Blondine, mittelgroß, war mit einem Franzosen verlobt. Zwei Kameraden kamen dort ins Quartier. Der eine war bald sterblich in die Tochter verliebt, aber seine Bemühungen, ihr Herz zu erweichen, waren vergeblich. Denn sie hatte ihr Herz verloren, aber nicht mehr an ihren Verlobten, sondern an den zweiten Kameraden, dessen leichter Sinn und lebhaftes Temperament sie gefesselt hatte. Es war wieder einmal die alte Heinische Geschichte, die ewig neu bleibt. Aus allen diesen Herzensbeziehungen wurde nichts, nach dem Frieden hatte die junge Dame schließlich ihren französischen Verlobten geheiratet. Jetzt war sie als Witwe wieder zu haben.

An der Austreberthe

In der Kinderzeit hörte ich so manches Märchen von einem verwünschten Schloß, das still und vergessen mitten im Walde liegt. Der Efeu rankt bis an das Dach und umspinnst die Mauern, der Bach fließt träumerisch zwischen den mit Moos bewachsenen Felsblöcken dahin, die alten dunkeln Tannen strecken ihre Äste durcheinander und sperren den neugierigen Menschen den Zugang. Dieses Märchen wurde an der Austreberthe zur Wirklichkeit, schöner als meine Phantasie es geträumt hatte. Als einziger Gebieter zog ich in ein menschenleeres Schloßchen in einer zaubervollen Tannenvildnis. Auf den grünen Tannennadeln glitzerte der Reif mit Millionen Reflexen im Sonnenlicht. Kein Laut unterbrach die Waldesstille.

Es mutet einen wunderbar an, unbekannte Wohnräume zu betreten, in denen alles steht und liegt, wie es vor wenig Tagen von den Besitzern hingestellt oder hingelegt ist. Man sucht sich ein Bild von den Bewohnern zu machen, man glaubt noch die Wärme der Hand zu empfinden, in der ein Gegenstand geruht hat, man schaut sich bei jedem Geräusch um, als müßte ein Bewohner zum Vorschein kommen. Ich ließ von meinen Leuten Feuer im Kamin machen, gab die erforderlichen Befehle und ließ meiner Einbildungskraft freien Lauf. Da brachte ein ländliches Fuhrwerk den Besitzer. Es war ein fabelhaft bescheidener Mensch, dessen ganzes Auftreten eine Entschuldigung war, daß er existierte. Allmählich taute er auf und

erzählte mir seine Lage. Sein Schwiegervater war ein Mann mit 30 000 Franken Rente gewesen, er baute das Schloßchen. Als dieses fertig war, war der Schwiegervater auch mit der Rente bis auf einen Rest von 6000 Franken jährlich fertig, er starb zur rechten Zeit. Das schöne Gebäude mußte entsprechend im Innern ausgestattet werden, die Frau meines Wirts gab den Rest des ererbten Vermögens dazu her. So blieb nichts übrig, als die Farm aufzubessern, die zu der Besitzung gehörte. Da kam der Krieg, zur Verproviantierung von Paris mußte alles geliefert werden, was an Nahrungsmitteln und Vieh entbehrlich war. Von den verbliebenen zwei Pferden nahmen unsre Truppen das bessere, Kühe und Wein mußten zur Verpflegung unsrer Mannschaften hergegeben werden, der Acker war unbestellt geblieben. Die Geschichte dieses einen Mannes war typisch. Wo auf dem Lande unsre Truppen längere Zeit lagen, herrschte bald Mangel an lebendem Inventar, der Krieg ist eben hart. Als mein Wirt sah, daß unsre Truppen im übrigen ganz gute Kerle waren, ließ er auch seine Frau kommen. Warum diese bei ihrer Häßlichkeit geflüchtet war, ist mir unverständlich geblieben.

Ich war nach Billers-Écalles geschickt worden, um dort einen Feldweg zu beobachten und zu sperren, der einen Abstieg in das Austreberthethal ermöglichte und aus diesem nach Rouen führte, ohne unsre Posten bei Duclair und Barentin zu berühren. Ich hatte die Aufgabe, mich über die Terrainverhältnisse zu orientieren, und lernte auf diese Weise das Austreberthethal kennen, ein herrliches Stück Erde. Es ist ein breiter Thalgrund zwischen steilen Abhängen. Auf den Höhen ziehn sich weite Forsten ins Land, es sind Reste der Wälder, in denen Robert le diable sein Jagdhorn hat ertönen lassen und seine Meute auf das Wild gehezt hat. In dem Thalgrunde windet sich schlangenartig der kleine Fluß durch die Wiesen, zwischen ihm und der Fahrstraße liegen Farmen und Dörfer, Villen und Mühlen. Die Feuer in den Fabriken bei Barentin waren ausgelöscht, die Arbeiter saßen in ihren Häusern, jede Thätigkeit hatte aufgehört. Frau Sorge war in das Thal gekommen.

Da, wo der erwähnte Weg aus dem Thal nach Rouen zu aufstieg, lag eine Mühle. Wie ich die Bekanntschaft des Müllers gemacht hatte, weiß ich nicht mehr, vielleicht war ich dadurch in sein Haus gekommen, daß ich dort einen Beobachtungsposten hingestellt hatte. Fest steht, daß, wenn ich abends meine Runde machte, ich bei dem alten Müller einkehrte, da er eine originelle biedere Haut war, wie Möller Bock aus Reuters Franzosentid. Er hatte seine besondern Ansichten von der Welt und ihrem Getriebe. Die einzige Zeitung, die bei ihm Glauben fand, waren die Markthallenberichte mit den Getreide- und Mehlspreisen, die Republik verwünschte er, der Getreideexport von Stettin, Danzig und Königsberg war ihm wichtiger als alle großsprecherischen Reden Gambettas, Frieden wollte er, um arbeiten zu können. Beim Schoppen Rotwein, den seine Tochter fleißig heraufholen mußte, kam er dann auf seine Müller- und Lebensfahrten zu sprechen, und schließlich setzten sich Mutter und Tochter zu uns, um „Vatern“ zu kontrollieren. Eine Flasche guten Wein setzt Mutter noch auf den Tisch zum Zeichen für den Alten, daß Schluß gemacht werden soll. Sie gießt mir und ihrem Alten ein und trinkt diesem die Hälfte Wein ab, damit er sich des Guten nicht zu viel thut. Aus dem Seufzen über das Malheur, das über Frankreich gekommen sei, gelangt sie beim zweiten halben Glase schon in eine behaglichere Stimmung, und beim dritten halben Glase fügt sie sich schon ganz willig in den Befehl des terrible Prussien, funditus zu trinken. Bleibt noch ein Rest zu einem vierten Glase, so trinkt sie ihn auch ohne Befehl aus, zärtlich faßt sie ihren Alten beim Kragen, und ich bummle durch die helle winterliche Mondscheinlandschaft nach meinem verwunschnen Schloßchen.

Die alten gemüthlichen Müllersleute haben längst von der Erde Abschied ge-

nommen, die Tochter hat wahrscheinlich schon die Würde einer Großmutter erreicht. Im sonnigen Glanze liegt jetzt das Thal mit seinen grünen Wiesen, statt Schnee und Reif bedecken Blättermassen die Zweige der Büsche und Bäume, und die jungen Linden an der Straße sind prächtige starke Stämme geworden. Die Forsten sind stark gelichtet, grell sendet die Sonne ihre Strahlen auf den Weg, zu dessen Sperrung ich in das Thal gekommen war. Verschiedne Fabriken sind entstanden, man hört das Getriebe der Maschinen, man sieht aus den hohen Schornsteinen den Rauch in die Luft steigen. Ruheloses Leben ist eingezogen. Und du, schöne Aufstreberthe, was ist aus dir geworden? Ein blitzsaubres Ding warst du einst, und jetzt so schmutzig? Das kommt davon, wenn man in die Fabriken läuft.

Yvetot

Zur Ablösung unsrer Kameraden, die bis dahin den Aufklärungsdienst gegen le Havre gehabt hatten, wurden wir, zwei Kompagnien, eine Schwadron und vier Geschütze, in der zweiten Hälfte des Januars 1871 vorgeführt. Wir ließen uns von ihnen sagen, wer gefallen sei, und erzählten, was wir inzwischen erlebt hatten, dann ging es vorwärts auf Yvetot zu. Il était un roi d'Yvetot, diese Worte Bérangers waren das einzig Bekannte an der Gegend, die wir beobachten sollten, alle andern Kenntnisse sollten wir uns erst holen.

Die Ausführung dieser Aufgabe wurde durch zwei Umstände erschwert. Tag für Tag lagerte dichter Nebel über der Landschaft, zeitweise so dicht, daß man auf fünfzig Schritt nicht ein Haus erkennen konnte. Dann hatte die Umgegend von Yvetot keine geschlossenen Dörfer. Man wurde immer und immer wieder an die Stelle des Tacitus erinnert, in der es heißt, daß der Germane nicht aneinander gebaute Wohnsitze duldet, sondern sein Haus dahin baut, wo ein Quell aus der Erde kommt und Bäume Schatten spenden. Innerhalb der Erdwälle lagen die Einzelhöfe, die dicht aneinander gereihten Bäume auf den Wällen gewährten mindestens so gut wie Palissaden treffliche Deckung und verhinderten zugleich einen vollen Einblick. Ein unternehmender Befehlshaber in le Havre hätte mit Hilfe der Bevölkerung unsre Erkundungstruppen nacheinander abfangen können. Statt dessen gingen die Franzosen nur auf der großen Straße le Havre-Rouen vor und zurück und auch nur in geschlossenen Verbänden, obgleich ihnen unsre schwache Zahl bekannt geworden war. Und die Bevölkerung verhielt sich vollständig passiv, nachdem wir gleich am zweiten Tage in Bolbec zwei Häuser angezündet hatten, aus denen auf unsre Truppen geschossen worden war, wobei ein Offizier getötet wurde. Drei Meilen vor le Havre bekamen wir Fühlung mit den Franzosen durch ein kleines Gefecht und gingen dann, da wir von den nächsten deutschen Truppen etwa acht bis neun Meilen entfernt waren, am dritten Tage nach Yvetot zurück.

Hier hatte sich die Kunde verbreitet, daß wir aufgerieben wären und die französischen Truppen jeden Augenblick einrücken müßten. Welche Enttäuschung für die Bevölkerung! Statt der „siegreichen Armee“ von le Havre zogen wir frohen Muts ein und legten uns ruhig schlafen, nachdem wir noch eine fidele Anekdote veranstaltet hatten. Ich war bei dem Souspräfekten in Yvetot einquartiert. Als das Kaiserreich zusammenbrach, war der napoleonische Souspräfekt durch einen republikanischen ersetzt worden. Als wir dann in die Normandie kamen, war der republikanische Souspräfekt ausgerissen, und Yvetot wählte sich jetzt selbst sein Oberhaupt, es war mein Gastgeber.

Eine bessere Wahl hätte die Stadt nicht treffen können. Raftlos war der kleine siebzigjährige Mann thätig, seine Stadt vor Schaden zu bewahren, die bald

von Franzosen, bald von Deutschen besetzt war. Keinem Teile durfte er Veranlassung zum Einschreiten geben, und ich habe seine Klugheit bewundert, mit der er jeden Anlaß zu einem Konflikt vermied. Gelegenheit dazu gab es ja genügend. Denn wenn man noch weniger als sonst weiß, ob man am nächsten Tage lebt, so ist man nicht geneigt, große Rücksichten zu nehmen. Und die in der Stadt wohnende zahlreiche Fabrikbevölkerung, die nun schon wochenlang beschäftigungslos war und mit dem Hunger kämpfte, hatte nichts zu verlieren. Mein Souspräfekt unterhielt aus eignen Mitteln dreihundert seiner Arbeiter. Die französische Regierung drängte ihn vergeblich, auf die Bevölkerung einzuwirken, bei einem etwaigen Angriff die französischen Truppen zu unterstützen, und sandte Spione an ihn, um Auskunft über uns zu erhalten. Durch alle Klippen wußte der Souspräfekt das städtische Schiff glücklich hindurchzusteuern mit jugendlichem Mut und männlicher Überlegung.

Wenn ich nicht auf dem Erkundungsmarsch war oder die Stadtwache hatte, so saß ich mit dem alten alleinstehenden Herrn am Kamin, und wir tauschten unsre Gedanken aus. Er las damals die Schriften seines Gegners Louis Blanc, und an diese anknüpfend schilderte er mir die sozialen Zustände in Frankreich. Ich mußte ihm dafür von deutschen Einrichtungen und politischen Parteiverhältnissen in Deutschland erzählen. Daran schlossen sich dann Erörterungen und Diskussionen, und wir traten einander so nahe, wie es bei dem gewaltigen Altersunterschied, der verschiedenen Nationalität und seiner großen und meiner geringen Lebenserfahrung möglich war. Aus vollem Herzen sagte ich ihm, ich wünschte Frankreich in Zukunft viele so prächtige Menschen und gute Patrioten, wie er wäre, damit das uns Deutsche anwidernde Parteiwesen in Frankreich ein Ende erreiche. So vergingen zehn Tage zwischen anstrengenden Märschen, Frontmachen gegen die Franzosen, wenn sie uns zu nahe kamen, und Ausruhen in Yvetot. Was sonst in der Welt passierte, wußten wir nicht, nicht einmal davon war uns Kunde geworden, daß inzwischen in Versailles das deutsche Kaiserreich neu aufgerichtet worden war. Unsrer Leute waren fast die ganze Zeit nicht aus den feuchten Kleidern herausgekommen, die Uniform war defekt geworden, die Infanterie hatte auf den steinigten Straßen die Stiefelsohlen durch und ihre Füße wundgelaufen.

Am 28. Januar 1871 sollten wir abgelöst werden. Ich stand auf dem Markt vor der Wache, als eine Ordonnanz angeritten kam. „Paris hat kapituliert“, rief sie. Auf meine Frage, ob es eine dienstliche Meldung wäre, erhielt ich zur Antwort, daß ein Hauptmann in Barentin es seinen Leuten als bestimmt mitgeteilt habe. Ich eilte zu den aufgestellten Wachmannschaften, Paris hat kapituliert, hurra! rief ich ihnen zu. Ein Hurra aus vollem Herzen und mit aller Kraft der Lunge gerufen antwortete mir. Die umstehenden gamins hatten nur die Worte „Paris“, „kapituliert“ und „hurra“ verstanden, sie stoben nach allen Richtungen auseinander, und wie ein Lauffeuer war in fünf Minuten durch die Stadt die Nachricht verbreitet, daß Frankreichs Hauptstadt gefallen sei. Mein Souspräfekt kam angelaufen, er wollte nicht daran glauben und verlangte Einzelheiten zu wissen. Als ich ihm aber sagte, was ich wußte, da fingen die hellen Thränen an ihm über die Wangen zu laufen, und der siebzigjährige Mann weinte wie ein Kind. Soyez heureux, monsieur, sagte er zu mir, et excusez un homme, qui aime sa patrie.

Nachdem er sich gefaßt hatte, war er auch wieder der thatkräftige Mann, der lebenswürdige Franzose. Ohne nach Hause zurückzukehren, requirierte er einen Wagen, ließ seinen Mantel holen und den Maire rufen, mit ihm nach Rouen zu fahren. Dann trat er an mich noch einmal heran und sagte: „Ich kann Ihnen heute bei Tisch nicht mehr Gesellschaft leisten, ich habe meine beiden Schwieger-söhne beauftragt, Ihnen Gesellschaft zu leisten, und nehme jetzt von Ihnen Abschied.“

Unsre Lage ist keine glückliche, und ich eile nach Rouen, um die Einleitung zu den Wahlen zu treffen, damit endlich durch vernünftige Männer diesem Kriege ein Ziel gesetzt wird. Sollten wir uns nicht wiedersehen, so leben Sie glücklich, und behalten Sie mich ein wenig in Ihrer Erinnerung. Sollten Sie aber je nach Frankreich kommen, und sei es mit Gattin und Kindern, so kommen Sie zu mir, ich werde glücklich sein, Sie wiederzusehen.“ So trennten wir uns.

Ich bin wiedergekommen, aber zu spät.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Deutsche Reich in China. In der Russischen Zeitung stand kürzlich folgender Herzenserguß, den der Fürst Uchtomski, der „Vertrauensmann der russischen Regierung in chinesischen Angelegenheiten,“ wie die Zeitung ihn nennt, in seinem Blatt, dem Petersburger Wjedomosti, zum besten zu geben von der gestrengen Zensur die Erlaubnis erhalten hat: „Die Ermordung eines deutschen Offiziers durch die Chinesen, die nach dem Terrorismus, den Waldersee einzuführen suchte, dicht unter den Mauern von Peking erfolgt ist. . . . Der Einmarsch chinesischer Truppen in die für sie verbotene Provinz Tschili, der offenbar den Zweck hat, einen neuen blutigen Zusammenstoß mit den Verbündeten zu veranlassen. . . . Der Versuch, den Feldmarschall selbst in den Flammen des von den Ankömmlingen geschändeten Palastes der Kaiserin unkommen zu lassen — alles das bringt auf den Gedanken, daß dieser Sommer den Europäern nicht weniger gefährlich zu werden verspricht als der vorige. Bei dem weisen Entschluß unsrer Regierung, den weiteren Gang der Ereignisse ruhig abzuwarten, kann man sich nur darüber freuen, daß die frechen, nur von satanischer Bosheit und maßloser Habgucht verblendeten Ausländer allmählich in die Gruben zu fallen beginnen, die sie andern gegraben haben. . . . Augenscheinlich naht die Stunde der Buße für die unerhörten Verbrechen, mit denen sich der »christliche« Westen gebrandmarkt hat, der übers Meer gekommen ist, um die unschuldige chinesische Bevölkerung zu martern. Auch in China wird das Jahr 12 (wie 1812, wo Moskau von den Russen in Brand gesteckt wurde) in der einen oder der andern Form kommen! Mit der Hilfe von Epidemien unter Ausnützung jeglicher Mittel des Selbstschutzes wird der Eingeborne dem vertierten weißen Mann einmal zeigen, daß es ein höheres Gericht über ihn und die ganze Erde giebt. Mit einem solchen Finale muß man gerechtermaßen von Herzen sympathisieren.“

Man wird gegenüber den Gezeireien in der russischen Presse immer daran denken müssen, daß sie, wie Fürst Bismarck sagte, sehr häufig vom Ausland bestellt und bezahlt werden. Aber gerade in diesem Falle, bei dem notorischen Vertrauensverhältnis, worin Fürst Uchtomski zur russischen Regierung steht, müssen wir in Deutschland dieses Überlaufen von Gift und Galle immerhin sehr ernst nehmen. Es wäre ja wohl möglich, daß englisches oder amerikanisches Regierungsgeld — an die französische Regierung könnte dabei vorläufig nicht gedacht werden, höchstens an nationalistiche und imperialistische Agitationsfonds — das fürstliche Blatt dazu benutzen wollte, einen unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen der Berliner und der Petersburger Politik zu schaffen. Aber nach allem, was über die in den leitenden